

Pajes und Plastiktüten

Wenn man im Sommer in New York ankommt ist es meistens heiß und feucht, und die Hemden kleben an der Haut, kaum daß man die niederen, labyrinthischen Räume der Paßkontrolle am Flughafen durchlaufen hat. Jedenfalls war es so und nicht anders, als Zobel und Pnina sich plötzlich auf dem Parkplatz wiederfanden - noch benommen von dem Flug über mehrere Zeitzonen hinweg - und Stepan, der treu gekommen war, sie zu seinem alten Honda holte und freundlich und etwas verlegen bat einzusteigen. Schwül stehende Luft, etwas dämmerig schon der Dunst des Abends, und dann fuhren sie hinein in die Stadtautobahnen durch Brooklyn, über die Washington Bridge nach Chestnut Valley und schliefen schwitzend, weil die Klimaanlage bei Stepan nicht lief, einen ersten, traumlosen Schlaf auf dem Boden der Neuen Welt.

Am nächsten Morgen fing die Geschichte mit Stepan an: eine Geschichte, sonderbar und grotesk mit allerlei Ausläufern und Implikationen. Zuerst aber war kein Kaffee im Haus – Stepan trinkt niemals Kaffee, wie es sich an diesem ersten Morgen in Amerika für Pnina und Zobel herausstellte. Schrecklich genug war's ja für die beiden, die ohne Tässchen Kaffee nicht leicht in den Tagestrubel fanden. Also mußte Stepan – er tat es gern - seine beiden Gäste zu José's Bagel Breakfast fahren. Noch im Auto schwärmte er, in Amerika schon irgendwie halb daheim, von Cream Cheese und Muffins und von Josés bombig niedrigen Preisen. Pnina nahm Muffins mit Blaubeeren und hatte damit ihre erste Sommertradition begründet: Muffins aller Art fanden sich nun täglich morgens oder auch tagsüber bei ihr ein, sie genoß sie wirklich, den Kaffee aber trank sie weiterhin schwarz, wie sie's immer tat und immer noch tut. Die Blaubeeren sollten ihr später in Québec gleichsam als *bleuets* in den Schoß fallen. Zobel wiederum ließ sich auf Sesam-Bagel mit eben jenem dick aufzutragenden Cream Cheese ein. Und dann gings los.

Stepan lehnte sich zurück (ein mexikanischer Knabe trug gerade eine Ladung Bagels vorbei) und sagte: „Skulls and Bones. Haben Sie schon von Skulls and Bones gehört?“ Zobel blickte mit fragend hochgezogenen Brauen von seinem Becher auf, Pnina zog die ihren etwas zusammen, vielleicht wunderten sie sich, daß Stepan, der Serbe, Diplom-Chemiker und an die 50 war, Quizfragen über amerikanische Rockgruppen stellte – denn so klang „Skulls and Bones“ zunächst in ihren Ohren. Einen kurzen, verdutzten Augenblick lang waren beide in ihre Unwissenheit verbannt, dann sagte Stepan: „Der Präsident! Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika! Nicht wahr, er ist als Student in Harvard Mitglied in dieser geheimen Vereinigung gewesen, eine höchst fragwürdige, sogar gefährliche Vereinigung, meine Lieben.“ Er machte eine Pause, lehnte sich zurück und sagte: „Also hören Sie mal, ich merke, Sie wissen nichts über dieses Land, nichts. Ist ja auch natürlich, Sie sind zum ersten Mal hier. Die Amerikaner selber wissen ja auch nichts, nichts!“ Stepans doppeltes „nichts“ schien Zobel fremd und rührend zugleich zu sein, er schwieg aber, halb neugierig, halb ratlos. Was hätte er auch sagen sollen? Er wußte wirklich nichts. „Das erzählen Sie uns noch“ sagte Pnina, stand unverzüglich auf, um sich an Josés Tresen noch ein Muffin zu holen: sie hatte hochgestylte Gespräche am frühen Morgen, außerdem kannte sie Stepan kaum, hatte ihn in Budapest einmal gesehen, als sie Zobel, der über Jahre hinweg als Gastdozent in Ostmitteleuropa Kurse hielt, wieder einmal einen Kurzbesuch gemacht hatte. Damals war Stepan ihr recht normal vorgekommen, seine grüblerische Art, die er mit schüchternen Galanerien gelegentlich belebte, hatte sie wohl bemerkt. Sie hatte diesen Kontrast irgendwie seinem Slaventum zugeschrieben, und der Abend im Gartenrestaurant „Náncsi Néni“ draußen bei den Bergen von Buda war auf jeden Fall heiter-unbeschwert gewesen. Stepan erzählte Anekdoten aus seiner Studentezeit in Belgrad und Skopje, lauter lustiges Zeug, das freilich dann und wann etwas skuril anmutete, von seinen Jahren in Budapest auch, wo er, der in der Vojvodina unter Ungarn aufgewachsen war, selber ein halber Ungar von der Mutter her, in

einem Chemie-Ex-Kombinat eine Unterabteilung zu leiten hatte. Von Politik war kaum die Rede, gerade nur einige verdrückte Bemerkungen über den Krieg in Bosnien, der damals tobte, gelangten ins Gespräch herein und verflogen wieder. Nichts Politisches ansonsten, nichts von „Skulls and Bones“, kein Wort über geheime Verschwörungen und ähnlichem. Man lachte, trank Wein und aß Palatschinken. Ein Teil der Teilnehmer des Seminars „Ethik für Manager“, das Zobel mit einigem Erfolg im Osten regelmäßig abhielt, waren schon gegangen, man hatte ein Taxi bestellt, Stepan zu seinem Quartier mitgenommen und dort abgesetzt.

Nicht lange, danach hatten sie durch gemeinsame Bekannte von Stepans Entschluß, nach Amerika zu gehen, gehört. Und als er dann schrieb, er sei glücklich mit einer Green Card in den Staaten gelandet, habe Arbeit in seinem Fachgebiet gefunden und wünschte sehr, Pnina und Zobel zumindest für einige Tage als seine Gäste zu sehen falls sie einmal herüberkämen, - da erinnerte sich Pnina kaum noch ans Gesicht des etwas hageren Mann, nur den runden südslawischen Tonfall im recht guten Deutsch, daß er sprach, schwebte noch irgendwo zwischen den Lampions der Gartengaststätte und ihrem Ohr. Einige Zeit später – es mochten zwei, drei Jahre gewesen sein - hatten ein etwas erschöpfter Zobel und eine von unliebsamen Sachen mit Kollegen durchaus genervte Pnina den für sie selbst unerwarteten Entschluß getroffen, westwärts zu fliegen. Es war das Ende eines penibel-langen Winters gewesen, man war der Depression nur knapp entgangen und hatte rasch und preisgünstig gebucht. Zobel hatte Stepans Brief hervorgekramt, man hatte angerufen, und die Sache stand: eine Woche in der Nähe von New York – mit dem Bus eine knappe Stunde von Manhattan – bei einem netten, wenn auch flüchtigen Bekannten, warum nicht?

„Skulls and Bones, meine Lieben, war und ist nur die Vorderseite der Sache. In Wirklichkeit steht mehr dahinter, viel mehr.“ Stepan hatte den Motor angelassen, Zobel saß neben ihm, Pnina hinten, er fuhr aber nicht los und dozierte wohl im Vertrauen, daß Josés Kaffee sie wach gemacht habe. „Nur Rekrutierungsstelle, versteht ihr? Wichtiger ist, was dahinter ist.“ Pause. Das Auto stand auf dem Parkplatz vor dem kleinen Einkaufszentrum, wo auch Josés Bagel Breakfast in den Tag schritt, dampfte, aber fuhr nicht. „Die, die sich heute als Eliten etablieren sind die, die die Macht haben. Und sie haben die Macht, weil im Hintergrund immense Interessen sind, die durchgesetzt werden sollen. Die durchgesetzt werden. Und wie, bitte schön, werden sie durchgesetzt?“ Startet er jetzt? dachte Pnina, aber Stepan sprach weiter: „Durch weitläufige, weitvernetzte geheime Vereinbarungen, deren Fäden in ganz kleinen Kreisen zusammenlaufen.“ Zobel hörte freundlich zu, Pnina fragte sich ob Stepan nicht schnell nach links über die Schulter gesehen hat, es schien ihr so, aber dann verwarf sie es, in ihm Ängstlichkeit erblicken zu wollen. Zobel meinte, etwas sagen zu müssen. „Was für Kreise, Stepan? Wen meinen Sie?“ „Davon später mehr. Kommen Sie, ich bringe Sie zum Bus.“

Stepan hatte ihnen noch kurz nachgewinkt, dann fuhren sie an netten Häusern vorbei, an Kirchen aller Art – First and Second Baptist Church, Assembly of God und einer B'ne Yisrael Congregation - , der Bus schwenkte schließlich in einen Parkplatz ein, wo die *park and ride* Leute zustiegen, und war bald durch den Lincoln Tunnel unter dem Hudson durchgetaucht. In Port Authority, der Buszentrale im Herzen Manhattans, empfing sie über Lautsprecher klassische Musik, die auch ihren zweiten Kaffee dort begleitete. Dann waren sie in gleißender Sonne draußen in der berühmten Stadt und es war nur ein Katzensprung zum Times Square und hoch zum Broadway. Man muß New York erlebt haben, das spürten sie sofort, und sie sollten es auch erleben.

Pnina war ja eine ganz eigene Person. Sie bewegte sich zwanglos zwischen verschiedenen Welten und ihr war wohl dabei. Ihr Beruf – sie hatte eine gutgehende Massagepraxis in Genf, die zu einem Therapeutikum gehörte, daß sich auf Naturheilverfahren spezialisiert hatte – brachte sie mit allerlei Volk zusammen, das um Spiritualismen jedweder Art rotierte. Sie selbst war durchaus stark involviert in den Verfahren, die sie selber praktizierte, reiste zu Tagungen und zögerte nicht, ihren Patienten ein I Ching Orakel zu ziehen, wenn es sich anbot. Nicht, daß sie nebulöse Mystikerin wäre. Ihr Wesen hatte etwas durchaus Pragmatisches und Rationales, sie neigte sogar zu bissigen, voltairianischen Seitenhieben, die man ihr aber selten Übel nahm. Nur Zobel, in Anwendungen von jungenhaftem Anerkennungsbedürfnis, schnappte dann und wann ein, wenn sie ihm eine schnippische Bemerkung machte. Und gerade dieser Zug wuchs sich gelegentlich bei ihr zu sehr weltlichen Eskapaden aus, *and here we are, New York City*. Der etwas mönchisch-introvertierte Zobel ließ sich meistens mitziehen. Er steckte seine Bücher dann weg, und es hatte Tage und auch Wochen, wo sie sich der Oberfläche der Welt widmeten, um nicht am Ernst ihrer sonstigen Tätigkeiten kaputtzugehen. Sie lernten dann zu sehen, daß Oberfläche Tiefe besitzt, und wie oberflächlich manches vermeintlich Tiefschürfende war. Manhattan also nun endlich – und fanden sich unversehens in schicken Boutiquen auf dem Broadway wieder, begutachteten und probierten Jeans und Kleider, kauften dies und das, und schwenkten dann in eine Passage ein, wo sich zeigte, daß hier mit Schmuck und Diamanten gehandelt wurden.

Es waren ziemlich kleine Läden, einer neben dem anderen angereiht, kleine Schaufenster zeigten Ketten und Ringe, da war auch ein pakistanisch aussehendes Ehepaar, aber die Mehrzahl derer, die in den Läden beschäftigt waren, zeigten sich als Herren ganz andern Stils und andrer Herkunft, sie gingen ein und aus, liefen in schwarzen Kaftanen, bärtig und schläffengelockt, runde Hutkrempe ums Haupt. Drinnen saßen sie meist im weißen Hemd, vielleicht in ärmelloser Jacke, die Schaufäden sichtbar aus dem Hemd hängend, und gingen den Geschäften, wie es schien, ruhig und diskret nach.

Und dann sahen Pnina und Zobel die erste Tüte. Sie war weiß, glänzend und ein glatter Stilbruch. Eine sonderbare Dissonanz. Der Mann war noch jung, der Bart etwas schütter, der Kaftan gepflegt und die Pajes waren hinters Ohr gelegt. Er ging zielsicher, Pnina und Zobel sahen ihn aus der Passage treten und nach links biegen, auch sie traten hinaus, fasziniert von der weißen Plastiktüte in der rechten Hand des Mannes. Was war das? Welche großartige Unbefangenheit bewirkte eine solche Kombination? Eine Kleidung wie aus dem 18. Jahrhundert, durchgehalten, durchgetragen durch Generationen im immer gleichen Stil, wohl maßgeschneidert nach altem Brauch, wo ringsum sich im Zeitraffer die Kleidungsarten veränderten. Und dazu: ein Objekt des 20. Jahrhunderts, glatt, steril und abweisend, alltäglich und praktisch. Prosaisch und modern.

Nun, auch fromme Juden wissen mit der Zeit zu gehen. Durch Zobels Kopf zogen in rascher Abfolge Urteile und Schlüsse, die darauf abzielten, seiner armen reisenden Egostruktur die weißen religiös indifferenten Tüten auf schwarzem chassidischen Grund plausibel zu machen. Er dachte an Regen – der lange hier an der Ostküste ausgeblieben war diesen Sommer, wie er bald erfuhr – und er dachte an Tales und Gebetbuch. Plastik schützt vor Regen. Gut. Und Gebetsmäntel und Bücher brauchen Schutz. Da kam ihm Chaim Rosenblatt in den Sinn. Sie waren zusammen zur Schule gegangen, im Zürich der sechziger Jahre. Zobel hatte den etwas in der Klasse unbeliebten Rosenblatt dann und wann besucht und über jüdische Orthodoxie dies oder jenes erfahren. Einmal hatte Chaim ihm gezeigt, wie die Gebetsriemen anzulegen seien. Er hatte einen dunkelroten Samtbeutel aus dem Schrank geholt, der mit einem Davidstern bestickt, und mit einer Kordel zugezogen war. Talith und Riemen wurden hervorgeholt, und beides angelegt. Zobel schnitt kurz in Gedanken die Plastiktüte aus dem Bild heraus und fügte Rosenblatts Devotionalbeutel auf den Hintergrund des Kaftans, verwarf diese stilistischen Harmonisierungsversuche aber sofort. Irgendwie waren Pajes und Plastiktüten doch etwas, was

ihm New York 1999 poetisch machte. Aber jetzt wurde seine Suche nach begrifflicher Absicherung wieder sabotiert. Pnina sagte nämlich: „Der trägt Diamanten, meinst du nicht?“

Die ganz besondere Welt der Diamantenhändler in Antwerpen und Manhattan! Die Geschäfte auf offener Straße, nur per Handschlag besiegelt, und die wertvolle Ware ging über in anderen Besitz! Dann aber auch die Notiz im Reiseführer, Ausgabe 1999, daß seit zwei grausamen Raubmorden die Straße zu unsicher geworden sei, und sich der Handel ins Dunkel der Lädenhinterzimmer verzogen hatte! Zobel wollte das sagen, da tauchte ein anderer kaftanswarzer Mann auf, und hatte *seine* Tüte in der anderen Hand, der linken. Er ließ sie etwas neckisch an der Seite hin-und herbaumeln, wie man einen Spazierstock nach vorn und nach hinten schwenkt im schwungvollen Schreiten. Und dann kam ein dritter drüben vor Wendys Hamburger Restaurant. Der hatte zwei, eine in jeder Hand.

Und dann sahen sie sie überall.

Nicht, daß auf der Straße nur noch Tütenträger gewesen wären. Es gab Leute aller Art, in T-Shirts oder Hemden, alle Farben der Haut und der Kleidung waren vertreten. Aber die vorbeieilenden Ultraorthodoxen, die hier doch recht zahlreich waren, hatten alle ihre Tüte. Und sie liefen geschäftig, und alles schien nach Plan zu gehen.

Auch Pnina hatte die plötzlich Anhäufung jüdisch-traditionalistischer Herren bemerkt, und wohl auch die Tüten, den sie sah Zobel an und sagte: „Die gehen alle einkaufen“.

Da aber ging Zobel der Schalk durch, und er sagte: „Ach was, einkaufen! Die Verschwörung, Pnina. Hast du nichts von der jüdischen Weltverschwörung gehört? Ich dachte immer: welch ein Humbug. Endlich sehe ich sie mit Augen. Du, da ist was im Gang!“ „Fängst Du jetzt auch an wie Stepan?“ kam's prompt zurück. Sie lachten beide, verbrachten in guter Laune noch eine Weile damit, sich das Rätsel der Tütenverschwörung vor Augen zu halten, amüsierten sich köstlich, konnten aber die Frage nicht beantworten, was nun wirklich in den Tüten war.

Der Abend war schön am Hungry Huntchback Drive. Dort, wo der Bus sie abgestellt hatte, waren einige hübsche Häuschen, ein Laden mit Lebensmittel aus biologischem Anbau, und die Schule auf der anderen Seite der Straße mit dem hübschen Namen Sunbridge School for Harmonic Developpement sah aus wie eine Waldorfschule. Sonst war da nicht viel, nur mächtige Platanen und einige Picknicktische am Waldrand. Pnina und Zobel holten sich organische Muffins aus dem Laden und einen intensiv schmeckenden Vitaminsaft, und setzten sich an die Tische. Man hatte sich am Morgen mit Stepan genau hier verabredet, sie waren pünktlich da und ganz sicher, die richtige Haltestelle nicht verpasst zu haben, aber Stepan kam nicht. Zobel verpulverte einige Vierteldollarmünzen am Telefon, das vor dem Laden aufgestellt war. Nichts. Und noch einmal nichts. Doppelt und dreifach läutete das Telefon bei Stepan in eine offenbar leere Wohnung hinein – und es fing an zu dunkeln. Ihre Füße waren eigentlich unfähig, sie zu tragen, Pnina schlug vor, bei den Waldorfleuten anzuklopfen – es mußte doch einen Hausmeister oder so etwas geben – und um tätige Nächstenliebe zu werben (vielleicht fuhr einer sie nach Hause). Dem schüchternen Zobel, dem das peinlich war, kam der Weg den Hungry Huntchback Drive hinunter nicht so lang vor – ein gewaltiger Irrtum, wie sich zeigen sollte. Aber Pnina, eigentlich selbstbewußt und eigenwillig, machte regelmäßig den Fehler, sich auf Kompromisse mit Zobels unpraktischen Entscheidungen einzulassen, und so gingen sie in die abendliche Düsternis hinein.

Sie waren am Ende – der Straße und ihrer Kräfte – als eines der Autos sie mit der Lichthupe anfiel. Der Honda blieb stehen, Stepan forderte sie auf einzusteigen. Es war wohl keine fünfzig Meter von dem Haus, Pnina, etwas genervt, wollte schon abwinken, als Stepan hastig sagte: „Schnell, bitte, steigen Sie doch ein.“ Der Ton war so bedrückt und bedeutsam zugleich, daß die beiden brav zustiegen. Kaum waren die Türe geschlossen hob Stepan mit einem Kavaliersstart

ab, und bog, statt links zu seiner Wohnung, rechts Richtung Chestnut Valley ein. „Sie müssen mir verzeihen, aber die Dinge haben sich seit heute Morgen überstürzt. Ich kann Sie jetzt nicht gleich nach Hause bringen. Es ist zu gefährlich. In ein zwei Stunden vielleicht. Nein, keine Angst, ich weiß, Sie sind hungrig und müde. Und – es ist unverzeihlich – ich habe Sie noch nicht um Entschuldigung gebeten wegen meiner Verspätung; bitte haben Sie Verständnis. Sie werden gleich verstehen. Selbstverständlich sind Sie heute Abend meine Gäste. Und Sie brauchen keinen Schritt zu Fuß zu gehen. Selbstverständlich fahre ich Sie.“ Zobel fand den Mut, zu fragen, was denn los sei. Stepan aber redete weiter in dem sibyllinischen Stil, an den zu gewöhnen sie noch keine Zeit gefunden hatten. Dann fuhr er in eine breite Straße ein um nach einer halben Meile, an Gewerbe und Einkaufsgebieten vorbei, in eine Einheit einzufahren, in der eine Reihe Restaurants nah aneinander standen.

„Red Lobster“ stand in großen Leuchtbuchstaben über dem Eingang und ein Bild eines riesigen Hummers mit weit ausladenden Scheren war zu sehen. Sie gingen hinein, wurden von einem Kellner zu einem Tisch geführt und Stepan bat sie, sich auf der Speisekarte etwas auszuwählen: „Etwas nach Ihrem Geschmack, bitte! Nehmen sie keine Rücksicht auf den Preis, um Gottes willen! Heute nicht! Vor allem *heute* nicht!“ Pnina und Zobel waren nicht sehr hungrig, und sie verzichteten auf Hummer. Ein Cesar-Salat sollte für heute Abend genügen. Natürlich fiel ihnen schwer, die Augen offen zu halten, eine anständige Konversation zu führen, und sogar den Salat brachten sie nicht ganz hinunter. „Sehen Sie, ich muß es Ihnen erklären. Ich werde überwacht. Es ist eindeutig. Ich bin ein wenig unvorsichtig gewesen. Ein paar E-Mails hierhin dorthin, einige Treffen mit Gleichgesinnten, und schon sind sie hinter einem her. Schöne Demokratie, das! Aber bitte: es bestätigt nur, was wir – eine Gruppe von wachen Leuten – an Spuren einer weitläufigen Verschwörung anfangen aufzudecken. Nein, nein, ich lese keine Romane, und ich gehe nie ins Kino. Diese ausgedachten Geschichten langweilen mich. Ich bin Wissenschaftler, mich interessiert die Realität, und die Kräfte, die sie Bewegen. Was ich weiß, weiß ich! Aber was solls. Ich – wir – werden weiterforschen. Man muß einige Maßnahmen ergreifen, daß sie einen nicht verschwinden lassen können, und fertig. Vor allem aber: ich möchte Sie nicht hineinziehen, verstehen Sie? Bitte, bestellen Sie doch noch etwas. Pnina, wie wäre es mit Eis oder einem Kuchen? Zobel, ein Dessert? Ausgezeichnete Sorbets hier.“

Es war viertel vor zehn, als sie aus dem kühlen Restaurant heraustraten in die immer noch warme Augustluft, das Zeichen des Hummers im Rücken lassend, und die etwas langatmigen Ausführungen Stepans im Restaurant drinnen. Später, als sie versuchten, sich noch einmal an die innere Logik von Stepans Theorien zu erinnern und an die Einzelheiten erschien alles etwas entrückt. Nur Tito als Freimaurer und Milosevics als Handlanger der Bonzen von Wallstreet blieben endgültig in ihrem Gedächtnis haften und auch der Eindruck, das alles sehr folgerichtig und stimmig klang, was Stepan ihnen erzählt hatte. Nur nichts, absolut nichts, so war es ihnen erschienen, war belegt und bewiesen, aber es gehörte wohl zum Wesen solcher Machenschaften, dass sie sich nicht durch schlüssige Beweise aufdecken ließen. Zobel und Pnina hatten einige Einwände gemacht, vergeblich. Stepans unerbittliche Logik knüpfte die Engmaschigkeit des Verschwörungsnetzes modellhaft nach, und Zobel, fand eine Art ästhetischen Gefallen daran. Nur wollte er nichts davon glauben.

Auf dem Parkplatz vor dem „Red Lobster“ zögerte Stepan die Abfahrt noch hinaus, sah ab und zu auf die Uhr, und sagte schließlich: „So, wir können gehen. Sie sind weg. Sparmaßnahmen, auch beim CIA. Für einen kleinen Fisch wie mich können die nicht eine Rund-um-die-Uhr-Überwachung einrichten. Um 10 ist Feierabend bei denen. Ich weiß das von einem guten Freund. Kommen Sie, ich erlöse sie von der langen Warterei.“

Stepan machte dennoch einige größere Umwege, wie um irgendwelche Verfolger abzuschütteln, war aber erstaunlich ruhig und gelassen, nichts Gehetztes. Der Weg führte an der Straße entlang, die der Bus nach Manhattan benutzte, da war auch schon die B'ne Yisrael Congregation, ein modernes Gebäude, es tummelten sich noch einige plaudernde orthodoxe Juden vor dem Eingang, wohl nach einem Abendgottesdienst – richtig: sie waren Donnerstag angekommen, heute war Schabbat-Abend – und sofort war Zobel wach und guckte nach den Tüten. Aber es war zu spät und zu dunkel, um noch etwas zu sehen, und Stepan fuhr etwas rasch vorbei. Da wandte er sich Zobel zu Stepan und fragte: „Gehören die auch dazu?“

Stepan sah ihn mit großen Augen an.

János Darvas

